

paternoster

Die Zeitschrift der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

12. Jahrgang Nr. 2, 2008



unter
den
Talaren
...?



Was mich dazu gebracht hat Theologie zu studieren und was ich mir davon erhoffe...

Ich war nach dem Abitur für ein Freiwilliges Soziales Jahr in Togo/Westafrika. Dort habe ich viele Erfahrungen gemacht, die mir sehr wichtig sind und mich wohl mein ganzes Leben lang prägen werden. Während dieser Zeit haben sich mehr neue Fragen aufgetan, als ich Antworten darauf hätte finden können. Nur den geringsten Teil des Gesehenen konnte ich bis heute für mich verarbeiten, geschweige denn in Worte fassen. Vieles habe ich nur emotional wahrgenommen. In einem neuen Umfeld konnte ich auch mich selbst neu entdecken und so aus einer anderen Perspektive über die Welt und meine Rolle in ihr nachdenken. Durch die Fragen an die eigene Identität konnte ich erkennen, wie stark Kultur und Religion miteinander verbunden sind. In Togo sind rund 50% der Bevölkerung Animisten – in ihrem Glauben gehen sie also davon aus, dass alles beseelt ist. Dies hat täglich zu interessanten Gesprächen geführt, die mich noch heute beschäftigen. Ich erhoffe mir weiterhin von meinem Theologiestudium, dass es mich auf eine ähnliche Weise fordert, wie meine Freiwilligenzeit:



Neues entdecken und mich auf Fremdes einlassen.

Antworten finden und dabei auf neue Fragen stoßen: Woran glaube ich eigentlich – und glaube ich das wirklich? Worin finde ich den Lebenssinn? Welche Handlungsorientierung gibt mir mein Glaube?

Mich herausfordern lassen zur Selbstreflexion. Was bedeutet es Christin zu sein, die Ende des 20. Jahrhunderts in Deutschland geboren wurde in einer Familie wie meiner, dass ich zur Schule gehen konnte und dennoch über meine Lehrer geschimpft habe, nie hungern musste, eine Ärztin bekommen konnte, wenn sie nötig war, und die nun vor hat Pfarrerin zu werden in einer pluralistischen Gesellschaft, in der immer mehr Menschen es vorziehen, ihr Herz an „gesund Abnehmen mit Naturkost“ zu hängen und versuchen durch Meditation zur Erkenntnis zu gelangen?

Bisher macht mir mein Studium viel Spaß und ich fühle mich hier richtig am Platz. Der Inhalt meiner Vorlesung über „Die Schöpfung“ beschäftigt mich noch abends im Bett. Den Austausch mit Kommilitonen finde ich spannend und auch die Gespräche mit Studenten anderer Fächer sind super bereichernd. Besonders interessant dabei finde ich, wie oft ich von Naturwissenschaftlern und Medizinern über meine Ideen vom Glauben befragt werde und wie wir dann gemeinsam über den Sinn des Lebens und über Gott und die Welt nachdenken.

*Naja, und was mich im Augenblick
eben noch etwas quält
sind: Hebräisch & Griechisch
Aber auch darauf freue ich mich,
die Sprachen dann zu können*

stud.theol. Linde Wenzlaff

INHALT

von Los geht ´s los Linde Wenzlaff	2
Editorial	3
Irmela Mukurarinda Osten • Westen • Süden • Norden	4
Christhard-Georg Neubert Umgeben von Kunst	6
Wolfgang Barthen Wege und Umwege	9
Mittelseite KinderNoster	12
Interviews Pfarrerbilder	14
Jörg Machel Pfarrer &	16
Veline Backofen 25 – 50 – 100 – drei Jubiläen	18
Roland Herpich Leiten, nicht leiden!	20
Irvin D. Yalom Couch versus Kirche	21
Anzeige Kirche, Campus und Karriere	22
Zum Gedenken / Impressum	23

Aktuelle Termine

sind nicht hier abgedruckt, sondern im „Emmaus-Ölberg-Kalender“, der monatlich erscheint. Sie erhalten ihn in der Gemeinde oder über das Internet.



Liebe Leserin und lieber Leser!

„Unter den Talaren, der Muff von 1000 Jahren!“ skandierten die Achtundsechziger und dachten dabei vor allem an die Uni und die Amtstracht ihrer Professoren. Ich habe in den siebziger Jahren Theologie studiert und musste bei diesem Spruch an meine berufliche Zukunft als Pfarrer denken. Kirche verband sich für mich ja mit vielen Gerüchen, mit dem Bohnerwachs der Amtsstuben, mit der abgestandenen Luft des Jugendkellers, mit dem leicht modrigen Geruch meiner Heimatkirche, aber auch mit dem Waldduft der Sommerfreizeit in Hirschluch.

Fünfundzwanzig Jahre nach unserer Ordination (feierliche Einführung ins Pfarramt) am 5. November 1983 konnte ich zwei Pfarrerinnen und drei Pfarrer gewinnen, mit mir Bilanz zu ziehen. Was hat unser Berufsleben schön gemacht und worunter haben wir gelitten? Können wir unseren Beruf empfehlen oder sollten wir davor warnen? In den Artikeln finden sich direkte und indirekte Antworten.

Und wenn Ihnen das alles nicht passt, dann basteln Sie sich Ihren Pfarrer eben selbst (Seite 12).

Viel Spaß beim Lesen des paternoster
wünscht Ihnen Pfarrer Jörg Machel

Osten • Westen • Süden • Norden

Irmela Mukurarinda, Jahrgang 1949, Ordinationstag 5.11.1983



Kalt erwischt hat er mich, mein Bischof, als ich den trockenen ersten Satz seiner Einladung las: Liebe Schwester Mukurarinda, in diesem Jahr begehen Sie Ihr 25-jähriges Ordinationsjubiläum.

Ein kurzer Überschlag und ich musste zugeben, mein Bischof hat Recht!

Ordination 1983, ein Novembertag in der Osterkirche im Wedding. In der Erinnerung erstens die Sorge, lasst mich nicht zu lange stehen und bitte kein Niederknien, schließlich war ich im achten Monat schwanger, und zweitens große Dankbarkeit an meinen Herrgott, dass ich allen Widerständen zum Trotz nun ordinierte Pfarrerin wurde.

Die Widerstände?

Nun, ich komme aus einem lutherisch-sächsischen Pastorenhaushalt, was in der DDR wahrlich keine Empfehlung für eine geruhliche Kindheit und den Besuch einer höheren Schule, respektive für ein Abitur war; während meines Theologie-Studiums an der Humboldt-Universität muss ich mehrere Schutzengel gehabt haben, da ich drohender Exmatrikulation und Verhaftung entging; nach dem Studium hatte ich es krampfhaft zu vermeiden, in den kirchlichen Dienst zu treten, denn aufgrund einer Absprache zwischen

Ostkirche und Westkirche konnte ich niemals Pfarrerin in West-Berlin werden, wenn ich bereits im Osten mich auf diesem Weg befunden hätte. Doch in den Westen wollte ich! 1976 war es soweit, von Ost-Berlin ging es nach West-Berlin.

Wenn es damals schon einen Integrationstest gegeben hätte, für mich kein Problem, die Präambel des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland konnte ich nur so herausschmettern.

Doch als nächster Widerstand kam „im Westen“ die Erkenntnis, dass ein Kirchengesetz auch die Präambel eines Grundgesetzes außer Kraft setzen kann. Mit einem Muslim als Ehemann konnte ich laut damaligen Kirchengesetz nicht Pfarrerin werden. Von wegen: keiner darf wegen seiner religiösen Zugehörigkeit usw....

Und doch, vor nunmehr 25 Jahren die Ordination!

Die zwei Jahre Entsendungsdienst in einer Weddinger Gemeinde sind in meinen Erinnerungen durch die Turbulenzen der darauf folgenden Jahre leider verblasst. Das Stichwort heißt

St. Thomas-Gemeinde am Marianenplatz, eine Gemeinde, in der ich vorher als ganz normales Gemeindegliedermitglied mitgearbeitet und eine fröhlich-chaotische Vikariatszeit verbracht hatte.

Eine Gemeinde, die durch die innerstädtischen Veränderungen, rasantem Zuzug und Wegzug, durch die Hausbesetzerszene und einem Abgeschriebensein durch die politisch Verantwortlichen nicht zur Ruhe kam. Und doch, oder gerade deswegen, haben wir ernsthaft Bibelstunden betrieben, den Predigttext vor-besprochen und heiß diskutierend nach-besprochen.

Es ging wahrlich nicht immer friedlich zu, wenn Hausbesetzer neben Hausbesitzer und die ältere Dame aus dem Seniorenkreis, die auch mal bessere Tage gesehen hatte, neben dem Punk aus der Wagenburg saßen. Wir haben gestritten und miteinander Abendmahl gefeiert, dass dabei im Altares-Rund ab und an ein Hund mit saß, meist groß, schwarz, mit dreckigem Tuch um den Hals, wurde als gegeben hingenommen. St. Thomas, eine Gottesdienst-Gemeinde, die mir das Predigen beigebracht hat, das Auslegen der Texte in klarer, einfacher ganz gegenwärtiger Sprache, ohne gelehrte Schnörkel, in die wir Theologinnen und Theologen immer so gern verfallen, wenn wir nicht



weiter wissen. Und mein alter jüdischer Freund, Heinrich Schönberg, deckte erbarmungslos jeden meiner Fehler auf, wenn ich einen Text „schlampig“ aus dem Hebräischen übersetzt hatte.

St. Thomas, eine Gemeinde, die ihr eigenes Hungertuch gemalt hat. St. Thomas eine intensive Zeit!

Als Kontrastprogramm ging es von Kreuzberg nach Oberösterreich in die Pfarrgemeinde A.B. und H.B. (Augsburgischen und Helvetischen Bekenntnisses) in Braunau am Inn. Mein Pfarrbezirk war etwa 230 Quadratkilometer groß, auf denen weit verstreut so um die 480 Gemeindeglieder lebten. Zwei Predigtstätten, 15 Schulen (Religionsunterricht für manchmal den einzigen evangelischen Schüler dieser Schule), und 14 große katholische Pfarrgemeinden, die mein bisheriges Bild von Ökumene infrage stellten. Meine evangelische Diaspora-Gemeinde erwies sich als bibelfest und verlangte klare Aussagen, klare Bekenntnisse. Ich habe sowohl von den evangelischen als auch von den katholischen Gemeinden in Österreich gelernt, das Eigene zu schätzen und sich mit den anderen als eine Christengemeinschaft in dieser Welt zu fühlen.

1994 kam ich zurück, und die Welt, auch meine Landeskirche, hatte sich verändert. Schön, dass Sie wie-

der da sind, so hieß es im Konsistorium, aber eigentlich brauchen wir Sie nicht. Es begann die lange, zerrige Zeit des Wartestandes, angefüllt mit Arbeit in den Pastoralkollegs Schwannwerder, Templin und schließlich auf der Dominsel in Brandenburg.

Keine gute Zeit und der Vorruchstand hatte etwas sehr Befreiendes. Pfarrerin i.R., na ja, da kann man doch etwas daraus machen, oder?

Es stellte sich die für mich verblüffende Erkenntnis ein, dass es auch ein Leben außerhalb von Kirche gibt und dass sich darin viele Menschen klug, verantwortungsbewusst, gütig und religiös tummeln.

Was'n Ding, wie der Nordfrieser sagt! So besann ich mich auf die Fähigkeiten, von denen ich glaubte, sie ein wenig zu beherrschen und die mein Herz erfreuen: das Reden und das Schreiben. So halte ich Vorträge über das Heimatland meines Mannes „Rwanda“. Ich spreche über Geschichte, Missionierung und gegenwärtige Befindlichkeiten nach dem Genozid (1994), an dem ein Großteil der Bevölkerung aktiv und passiv beteiligt war. Was für Parallelen zur eigenen Geschichte!

Ich knüpfte Kontakte zu Galerien, die Werke rwandischer Künstler ausstellen, habe mich in die Literatur Afrikas eingearbeitet und stelle Bücher afrikanischer SchriftstellerInnen vor.

Doch dann wurde es eigen-literarisch: ich schrieb und schrieb und pünktlich zur Buchmesse Leipzig 2008 lag mein erster Roman gedruckt vor mir.

„Wendeschleife“ heißt er, beinhaltet wie fast jeder Roman Biographisches und Erdachtes. Und wie es sich für eine Pfarrerin gehört, beginnt die Geschichte auf den Stufen des ehemaligen West-Berliner Konsistoriums in der Bachstraße. Rede ich von meinem „ersten“ Roman ist impliziert, dass ich am zweiten arbeite.

Doch nebenbei: auch hier in Nordfriesland hat es sich herumgesprochen, dass ich Pfarrerin, oder gut lutherisch Pastorin bin. Also predige, taufe, beerdige und verhochzeite ich, wer auch immer es möchte. Letztlich lässt eine Kirche nie los, Gott sei es gedankt!

Irmela Mukurarinda, in Zwickau geboren und aufgewachsen, studiert in der DDR, nach dem Theologiestudium 1976 Ausreise nach West-Berlin, Pfarrerin an der Kornelius-Gemeinde/Wedding und der St. Thomas-Gemeinde/Kreuzberg.

Von 1990-1994 Pfarrerin in Österreich, danach in der Aus- und Weiterbildung von Pfarrerinnen und Pfarrern an den Pastoralkollegs tätig. Verheiratet, vier Kinder, im Vorruhestand; lebt jetzt als freie Autorin in Nordfriesland.

Umgeben von Kunst

Christhard-Georg Neubert, Jahrgang 1950, Ordinationstag 5.11.1983

Im Hause meiner Eltern prägte ein Bild des Malers Lucas Cranach meine Kindheit. In der Bildmitte der gekreuzigte Christus. Auf der Kanzel – zur Rechten des Kreuzes – der Prediger Martin Luther, der mit langem Arm auf den gemarterten Menschen am Kreuz verweist. Im Kirchenschiff zur Linken des Kreuzes dicht gedrängt die Gemeinde. Das Rätselhafte des christlichen Glaubens und die Neugier auf mehr davon hielten sich vor dieser Abbildung lange die Waage und sollten mich in der Zukunft noch intensiv beschäftigen. Jahre später entdeckte ich das Original in der Predella des Altars der Stadtkirche von Wittenberg. Dem Maler war es gelungen, ins Bild zu setzen, was bis heute Grundbestand protestantischen Glaubens und Denkens ist: Christus allein. Rückblickend erinnere ich, dass meine Kinder- und Jugendzeit im Potsdamer Pfarrhaus wohl von Bildwerken geprägt war, die in großer Zahl im Treppenhaus und in den Zimmern aufgehängt waren. Nur selten waren Originale darunter. In der Regel handelte es sich um recht ordentliche Reproduktionen, ein paar Ölgemälde, ein paar Grafiken. Seltsamerweise pflegte mein Vater ein eher distanzierendes Verhältnis zu Bildwerken jeglicher Art, obwohl er sich mit ihnen umgab. Ich fing an, Kunstpostkarten zu sammeln und in Mappen



Christhard-Georg Neubert

einzukleben; Innenansichten vom Stift Melk, die Skulpturen des Naumburger Doms, Dürers ‚Hase‘ und die ‚Betenden Hände‘, ‚Melancholia‘ und Naturstudien fanden in den Alben ihren Platz.

Die Berufswünsche unterlagen vielen verschiedenen Einflüssen. Pfarrer zu werden, stand nicht ganz oben auf der Wunschliste; schon eher zur See zu fahren. Das aber verbot sich für einen aus dem Pfarrhaus; die politische Zuverlässigkeit stand unter den Verhältnissen des real existierenden Sozialismus der DDR in Frage. Immerhin bot die Kirche Leuten wie mir die Chance, am ‚Kirchlichen Oberseminar‘ das Abitur zu machen. Begegnungen mit dem Kunstlehrer Knappe hielten vielfältigste Anregungen bereit. Erstmals wurden Namen wie Cranach und Picasso in einem Atemzug genannt. Ich staunte. Das Gestrige, viele Jahrhunderte Zurückliegende hatte offenbar Wirkungen im Heu-

te. Die enge Verbindung von bildlichen Darstellungen und Kirchenräumen faszinierte mich. Ich begann Theologie zu studieren. Die Kunst verlor ich aus den Augen. Einige Jahre später, inzwischen in Zürich, bot sich mir durch verwickelte Umstände die Chance, ganz ausschließlich zu meinem Vergnügen im Nebenfach zur Theologie Kunstgeschichte zu studieren. Ich musste ganz von vorn beginnen. Mein kleines Wissen schien nichts wert zu sein. Regelmäßige Besuche der Zürcher Galerien für Kunst der Gegenwart besserten die prekäre Lage nicht spürbar. Der Anteil der Künste an der Verrätselung der Welt irritierte mich tief. Der vergnügliche Ausflug ins Reich der bildenden Kunst schien einzig zu dem Zweck veranstaltet, um künftig die Finger von dieser komplexen Materie zu lassen, die mehr Fragen als Antworten bereithielt.

Der Beginn meiner beruflichen Tätigkeit als Pfarrer führte mich im Herbst 1983 an die noch recht traditionell geprägte Kirchengemeinde Am Hohenzollernplatz in Berlin-Wilmersdorf. Gemeinsam mit anderen hatte ich die Chance, in vieler Hinsicht ganz von vorne zu beginnen. Es gab viel zu lernen! Ein am Beginn unserer Arbeit gefertigtes Soziogramm des Gemeindebezirkes ergab zu unserer Überraschung, dass hier traditionell

zahlreiche Künstlerinnen und Künstler ihren Wohnsitz hatten. Max Beckmann lernte hier seine erste Frau kennen; Bert Brecht, Helene Weigel und viele andere hatten da gelebt und gearbeitet. Geblieben waren Menschen, die in ihren eigenen vier Wänden Kunst sammelten, zumindest offen für die Begegnung mit Zeichen der Kunst waren. Wir entschlossen uns, in diese Richtung ein Angebot zu machen. Von nun an sollten regelmäßig zwei Kunstausstellungen pro Jahr in der Kirche Am Hohenzollernplatz durchgeführt werden. Zeigte sich hier ein erster noch schwach ausgeprägter Versuch, die weit verbreitete Engführung von Gemeindearbeit auf Sozialarbeit in Frage zu stellen? Nach ersten erfolgreichen Erfahrungen fasste der Gemeindegemeinderat den Beschluss, mit Hilfe von Kunstausstellungen den Dialog der Kirche mit Künstlerinnen und Künstlern zu führen und zu fördern. Die Verantwortung für die Durchführung lag alsbald bei mir. Neben den vielfältigen Lernfeldern am Beginn meiner Berufstätigkeit erwuchs mir mit diesem Bereich eine zusätzliche markante Aufgabe. Wie man eine Ausstellung macht, wusste zu Beginn niemand von uns. Fragen über Fragen. So tasteten wir uns langsam vor ins Ungewisse. Wie entsteht Kunst? Was ist Kunst? Was hat sie zu bedeuten in der Kirche? Ist Kunst Luxus oder Brot oder beides zusammen oder etwas schlechthin anderes? Zahlreiche Besuche in Ateliers und Galerien folgten, um nahe bei den Künstlern zu sein. Mir schlug viel Offenheit entgegen, aber noch mehr Zweifel darüber, ob die Evangelische Kirche denn mehr könne, als von den Künstlern lediglich das Bebildern biblischer Geschichten und kirchlicher Lehrgebäude zu fordern. Das gegenseitige Unverständnis war groß. Es zeigte sich, dass der Dialog der Kirche mit den bildenden Künstlern zum Stillstand gekommen, weit hin abgebrochen war. Immerhin halfen mir die Besuche, besser zu verstehen, was Künstlerinnen und Künstler eigentlich machen, den Blick zu schulen und nach und nach den Hauch ei-

ner Urteilsbildung zu gewinnen.

Eine neue Erfahrung bot sich mit der grundlegenden Sanierung der Kirche Am Hohenzollernplatz 1989/1990. Die weitgehend zerstörten und eher minderwertigen Glasscheiben im Kirchenschiff forderte die Entscheidung, neue farbige Kirchenfenster einzubauen. Der Gemeindegemeinderat zögerte nicht. Die Wahl fiel



auf einen der letzten Schüler Bert Brechts, den Maler und Bühnenbildner, Regisseur und Theatermann Achim Freyer, der damals an der Hochschule der Künste lehrte. Im direkten Gespräch mit ihm lernte ich viel über das Entstehen von Kunst, ihre existentiellen und abgründigen Bedeutungsebenen. Ich bekam nach und nach ein Gefühl für die Mechanismen des Kunstbetriebs und lernte eine Vielzahl von Menschen kennen, die ich gerne am Sonntag in der Kirche gesehen hätte. Viele von ihnen ließen sich immerhin zu den Ausstellungseröffnungen einladen und kamen auch.

Die Beschäftigung mit dem Thema ‚Kunst und Kirche‘ gewann an Dynamik, als mich die Kirchenleitung 1999 zum Kunstbeauftragten der Landeskirche berief. Von nun an sollte ich Ansprechpartner sein für Künstlerinnen und Künstler, aber auch die Kirchengemeinden zwischen Prenzlau und Cottbus in Kunstdingen beraten. Zwar zeigte sich bald, dass diese Tätigkeit im Nebenamt gar nicht zu schaffen war, noch dazu ungenügend

finanziert wurde. Gleichwohl erhielt ich die Möglichkeit, über den Teller der Gemeinde hinauszuschauen und zu sehen, wie es in der Landeskirche insgesamt um den Dialog der Kirche mit Kunst und Kultur bestellt war.

Parallel hatte sich eine Herausforderung ganz anderer Größenordnung ergeben. Seit Mitte der 90-er Jahre stand die Zukunft der St. Matthäus-Kirche im Kulturforum auf dem Spiel. Die Gemeinde war zu klein geworden und sollte mit einer Nachbargemeinde fusionieren. Aber was könnte mit dem hochwertigen Gebäude geschehen, das, nach Plänen des preußischen Baumeisters Friedrich August Stüler 1846 errichtet, zu den kostbarsten Kirchenbauten des 19. Jahrhunderts gehört? Investoren und Architekturbüros zeigten Interesse am Erwerb des Gebäudes. Verkauf musste an diesem Standort als öffentlich lesbare Resignation der Kirche wahrgenommen werden. Ich warb dafür, an diesem Ort ein offensives Zeichen kirchlicher Dialogbereitschaft mit Kunst und Kultur zu setzen. Mir eröffnete sich die Chance, eine ganz neue Idee zu entwickeln. Auf Grund meiner Erfahrungen im Umgang mit Künstlern und Kulturinstitutionen hatte ich gelernt, dass der hier und in anderen Orten Deutschlands aufkeimende Dialog der Kirche mit den Künsten durch nichts so sehr gefährdet ist, wie mangelnde Kenntnis und Unstetigkeit. Die Kirche brauchte ein Instrument, das nachhaltig, mit langem Atem und ohne den wechselnden Prioritäten von Haushaltsausschüssen ausgesetzt zu sein, Kenntnisse akkumulieren und zum Dialog beitragen könnte. Darum schlug ich die Gründung einer selbständigen Kulturstiftung der Landeskirche vor, die umgeben von Edelsteinen Berliner Kulturinstitutionen an der St. Matthäus-Kirche ein kirchliches Gesprächsangebot, eigene Positionen und Dialogforen zur Diskussion stellen sollte. Viele halfen mit, diesen Vorschlag mehrheitsfähig zu machen. Nach mehrjähriger Vorarbeit nahm die Stiftung im September 1999 ihre

Arbeit auf. Mit ihrer Geschäftsstelle in der Charlottenstraße am Gendarmenmarkt leistet sie seitdem einen Beitrag zur ständigen Begegnung von Kunst und Kirche, zwischen Großstadt und Provinz, zwischen Beständigem und Wandelbarem. Inmitten des Berliner Kulturforums und im Umfeld des großstädtischen Gefüges am Potsdamer Platz lädt die Stiftung ein zur Begegnung mit zeitgenössischer Kunst, zur Teilnahme am gottesdienstlichen Leben, mit vielfältigen Angeboten offensiv »Kirche in der City« zu gestalten. Seit 1999 lerne ich immer neu, wie das ist, ohne Kirchensteuergrundzuweisungen auszukommen und ständig unterwegs sein zu müssen, Projektfundraisierung zu betreiben, um die satzungsmäßigen Zwecke der Stiftung zu erfüllen. Mit einem deutlich zu kleinen Team und unterfinanziert gelingt es bisher auf wundersame Weise, die St. Matthäus-Kirche programmlich zum Schaufenster landeskirchlicher Kulturarbeit zu entwickeln. Das breit angelegte Tätigkeitsspektrum der Stiftung St. Matthäus basiert auf regelmäßig wiederkehrenden Veranstaltungen und einem ausgeprägten Engagement in der Projektarbeit. Häufig wechselnde Ausstellungen mit Künstlerinnen und Künstlern aus dem In- und Ausland und die Projektreihe »Das andere Altarbild« beschenken der St. Matthäus-Kirche und ihren Besuchern beständig ein neues Bild.

Wir haben den Wert von Kooperationen neu schätzen gelernt. Dank dieser Partnerschaften wurden im Rahmen von Sonderveranstaltungen bemerkenswerte Projekte hervorgebracht. Gern erinnere ich mich an die Ausstellung »Warum! Bilder diesseits und jenseits des Menschen« im Berli-

ner Martin-Gropius-Bau anlässlich des ersten Ökumenischen Kirchentages im Jahr 2003. Ich denke mit Freude an das Projekt »Interventionen« im Jahr 2005, das künstlerische Positionen von Joseph Beuys, Gery Hill, Rolf Julius und andere vorübergehend in sieben Kirchenräumen im Land Brandenburg Station machen ließ. 2007 wurde das Paul-Gerhardt-Jahr zum



Kirche und Kunst im Dialog

willkommenen Anlass, um in einer breit angelegten Kooperation mit dem Kulturbüro der EKD zum Thema »Ein Gast auf Erden« ein facettenreiches Veranstaltungsprogramm zu realisieren. Diese Kooperation wurde in diesem Jahr aus Anlass des 250. Geburtstages von Johann-Hinrich Wichern fortgesetzt. Für das kommende Jahr ist mit dem Kulturbüro der EKD ein Projekt anlässlich des 20-jährigen Gedenkens an den Mauerfall und die friedliche Revolution in Ostdeutschland in Vorbereitung.

Für ein Fazit ist es gewiss noch zu früh. Probeweise legen sich mir resümierend aber drei Gedanken nahe:

– Die zeitgenössische Kunst macht es dem Beobachter nicht leicht. Sie ist unübersichtlich und widersprüchlich; sie ändert sich ebenso schnell wie der Kunstmarkt. Dabei wird leicht die Tatsache übersehen, welche fundamentalen ethischen und religiösen Fragen in der zeitgenössischen Kunst verhandelt werden. Die zusätzliche Schwierigkeit besteht

nicht selten darin, dass die Kunst von der gleichen Orientierungslosigkeit befallen ist wie jeder andere Lebensbereich auch. Wir würden den Künstlerinnen und Künstlern einen Bärendienst erweisen, wenn wir ihnen überall nur noch mit Augenaufschlag huldigten. Kritischer Umgang mit der Kunst ist gefragt. Bischof Huber hatte schon 1997 darauf hingewiesen, dass der Glaube kulturelle Erwartungen und Ausdrucksformen nicht bestätigt, sondern sie in Frage stellt.

– Das Interesse der Kirche am Dialog mit der zeitgenössischen Kultur kommt nicht aus ohne kritische Unterscheidung. Dafür braucht es geschulte Augen und ein Verständnis von Dialog, als Ausdruck einer Suchbewegung, die auf Begegnung aus ist, grenzziehend und grenzüberschreitend und im Gegenüber zu Bildwerken der Kunst.

– Der große Reiz meiner Tätigkeit begegnet mir vor allem darin, dass ich voll und ganz Pfarrer bleiben konnte. Selbst wenn der Druck ins Managementhafte und Organisatorische stetig zugenommen hat, so erwarten meine Gesprächspartner in den Ateliers und Galerien nicht zuerst den Ausstellungsmacher und Kunstexperten, sondern den Seelsorger, der kundig nachfragt und bereit ist zuzuhören. Umgekehrt kommen zunehmend Gemeinde und kirchliche Einrichtung mit Beratungswünschen auf mich zu.

Der Rückblick auf 25 Jahre pastoralen Dienstes wird bestimmt von der Dankbarkeit, dass ich mich seit 1986 intensiv mit Kunst und Künstlern an der Schnittstelle zur Kirche befassen konnte. Dankbar bin ich vielen Künstlerinnen und Künstlern für offene Gespräche, für ihr Vertrauen und ungezählte Entdeckungen.

Wege und Umwege

Wolfgang Barthen, Jahrgang 1945, Ordinationstag 5.11.1983

Der breitgespannte Weg mit seinen aus sich selbst heraus kaum zu klärenden Markierungen Politologe-Pfarrer könnte durch eine Großmutter – und eine Kindergeschichte verdeutlicht werden.

Meine kölsche Omma, für die der Dom selbstverständlich und alles Katholische feindlich war, rätselte vergeblich, wat dä Jung da in Berlin studierte. Politische Wissenschaft? Wat mähste dann domit? Bundeskanzler!? Das schien die einzig denkbare Lösung zu sein, auch für die sich klüger dünkenden Angehörigen in der Heimat. Nein, „Politologe“ war nur ein unnützes Fremdwort.

Die Kindergeschichte: Mit unseren Grundschulkindern Helene und Johannes zu Besuch bei Freunden in London. Im Hyde-Park müssen beide auf die Toilette. Eingänge ins Unterirdische. Als ich mit Johannes einen großen Raum für Männer betrete, bleibt er wie angewurzelt stehen: „Superintendent“ steht da auf der Milchglasscheibe der Tür, die ihr Geheimnis verbirgt. Mein Sohn sieht mich an, den Vater, der für ihn ohne Frage ein Pfarrer ist. Aber der Superintendent wohnt doch im Vorderhaus, neben uns, und warum hier im Untergrund? Und wo wohnen dann erst die Pfarrer?

Die Welt ist voller Wunder. So etwa wäre auch mein Weg vom Poli-



tologen zum Pfarrer zu beschreiben.

Politologe wurde ich, weil mir die Beschäftigung mit den öffentlichen Angelegenheiten (*rerum politicarum*) spannender erschien als das mathematisch ausgerichtete Volkswirtschaftsstudium, mit dem ich an der FU Berlin begonnen hatte. Ich wechselte zum Otto-Suhr-Institut (und blieb dort bis zum Diplom), nicht ahnend, in was für eine kulturelle und politische Umsturzzeit ich in den Jahren 1966-1971 geraten würde. Im Studentendorf Schlachtensee siezten wir uns 1966 noch, ob im Waschräum oder beim Gespräch im Doppelzimmer. Als es fünf Jahre später um die Besprechung der Diplomarbeit ging, musste ich zu meinem Professor „Elmar“ sagen. Mit Kirche hatte ich so gut wie nichts zu tun, wenn da

nicht die Lehrveranstaltungen des Tiefenpsychologen Guido Groeger und des Religionssoziologen Dietrich Goldschmidt an der Kirchlichen Hochschule gewesen wären. Was hatte mich überhaupt veranlasst, dorthin als Nebenhörer zu pilgern? Über ersteren geriet ich in die Nachtdienste der Telefonseelsorge und dachte mir nichts dabei. Über letzteren kam ich in Kontakt mit kirchenreformerischen Ansätzen von Ernst Lange, Gerhard Bauer, Gustl Roth. Nichts Kirchliches hatte ich im Sinn. Folgeschwerer noch war der Besuch im Ostberliner Sprachenkonvikt in der Borsigstraße, Internat und Kirchliche Hochschule für evangelische Theologiestudenten. Ein Freund aus Marburg nahm mich mit. Ich wollte Studenten aus dem mir unbekanntem Teil Deutschlands kennenlernen. Deswegen, wegen dieser spannenden, aber auch schmerzenden Nahtstelle war ich ja in Berlin. Und traf im Konvikt auf die familiäre, anziehende „Junge Kirche“ der DDR, auf Henky und Jüngel und Demke und Winter und Rogge und natürlich auf die viel Jüngeren, meine Altersgenossen, unter ihnen meine spätere Frau Anne. Politologe trifft Theologin. West wechselt mehrmals wöchentlich nach Ost. Nicht nur die Währung, auch die Gezeiten. Aber da war mein Weg noch längst nicht klar.

Der Politologe lernt bei Schwan



Vor dem Schöneberger Rathaus

und Sontheimer, Löwenthal und Flechtheim, wird politisiert und ständig verwirrt. Was ist gut? Wozu bin ich da? Was kann man in dieser Gesellschaft noch Ehrbares tun, ohne die Verhältnisse zu stabilisieren, die doch eher zum Tanzen gebracht werden sollten? Aber, wo bleibe ich, wenn alles ins Schwimmen gerät und keine Annahme der Normalität mehr trägt? Wenn der Himmel noch nicht zur Erde gekommen ist, aber permanent lockend wie drohend aufleuchtet. Der einzige ehrbare Ausweg für Sozialwissenschaftler, die in dieser festgefühten Welt sowieso nicht gebraucht werden, das wussten wir, schien eine Tätigkeit in der Bildungsarbeit zu sein. Unten ansetzen. Und am besten im Dienst der Gewerkschaft, der halbwegs noch verbliebenen kritischen Instanz. Kleine Steigerung: Am besten bei der IG-Metall, die waren die Kritischsten. So geschah's. Aber es wurde keine Dauertätigkeit. Politologen des Otto-Suhr-Instituts waren auch in der IG-Metall nicht so ohne weiteres vermittelbar. Und der Vater war kein Arbeiter. Was war er? Rendant in der Evangelischen Kirche. Ideologische Konkurrenz. Und auch mich beschlichen während meiner mit Verve betriebenen Honorartätigkeit im Bildungsbereich der Gewerkschaft Zweifel.

Durfte man hier wirklich alles sagen? War der Blick nicht sehr eng fokussiert? Alle Macht den (Betriebs-)Räten. Aber die waren doch auch ganz normale Menschen mit Lust am Mercedes und Feierabendbedürfnissen. Doch dieser ganze Mensch kam in der Bildungsarbeit nicht vor. Schon gar nicht der Nachtmensch, der sich unverstellt und unverschämt in der Telefonseelsorge meldete.

Mitten hinein in meine arbeitslose Honorartätigkeit der Anruf: würdest du als Sozialwissenschaftler in einem Kirchenexperiment im tiefen Neukölln mitmachen? Als „Nichttheologe auf einer Pfarrstelle“, im Gruppen-Pfarramt Martin Luther. Acht Monate Laufzeit eines Vertrages waren noch zu erfüllen. „Kein Risiko“, dachte ich. Die Telefonseelsorge diente als Vertrauensbillet zum Eintritt in eine neue Existenz, denn die GKR-Vorsitzende war auch Ehrenamtliche dort. Biographisch stellte sich die Frage: Handelte es sich um Rückschritt oder um ein öffnendes Abenteuer?

Auf wen traf ich? Ein Team von 20-30 jungen Leuten, Bezahlten und Unbezahlten. Pfarrer, Musiker, Sozialarbeiter, Pädagogen, Studenten, dazu vorsichtige Ältere, skeptische Hausmeister und Mitarbeiter im Büro. 70er-Jahre-Begeisterung. Alle machten alles und die Nacht zum

Tage. Freizeit und Arbeit gingen ineinander über. Reich der Freiheit und Reich der Notwendigkeit. Theater spielen und Gottesdienst, riesige Konfirmandenzahlen und Offene Altenarbeit. Jugendarbeit als bedingungsloses Angebot in der damals schon von Gewalt, Armut und Drogen geprägten Wirklichkeit der Neuköllner Altstadt. Das wurde mein Schwerpunkt.

„Politische Bildungsarbeit“, da soll der Politologe ran. Tatsächlich aber zogen wir alle am gleichen Strang und musste der seidene Faden der Lebensgemeinschaft so verschiedener Menschen immer wieder erneuert werden.

Die Zusammenarbeit unterschiedlicher Lebensgeschichten, Temperamente und Qualifikationen war faszinierend. Die jungen Pfarrer wollten nicht im Ghetto ihrer theologischen Ausbildung stecken bleiben, der Musiker verfasste schmissige Neuköllner Glaubenslieder, der Politologe stellte gelegentlich die Grundsatzfragen („schlimmer als ein Pfarrer“), die Jungen und die Alten der Gemeinde erinnerten daran, dass sie auch noch da waren und holten das Team tagtäglich auf den harten Boden der Gemeindewirklichkeit.

Der Neuköllner Superintendent, F. W. Esche, macht mir einen unvermittelten Antrag: „Barthen, wir machen



Schön war die Zeit...

Sie zum Pfarrer“. Ich wehre ab. Wollte ich nie. War mir zu eng. Zu vollmundig. Deshalb bin ich nicht hier. Ich erzwingen mir Distanz zu dieser Frage. Vergesse sie aber nicht. Über Jahre. Auch Esche nicht. Wer bin ich und was soll ich?

Raus aus der Kirche oder bin ich längst eingewachsen an diesem Ort der Gesellschaft, aber auch der persönlich verantworteten Existenz unter Freunden, in der Gemeinde, im Hoffen, Lachen, Weinen und Tun. Angekommen auf dem Grund des Glaubens der weiß, dass er ein Gegenüber zum eigenen Leben braucht.

Das einfache Bekenntnis: dass ich nicht mein eigener Herr bin. Gnade mir Gott. Oder in den schlichten Worten von Kurt Scharf gesagt, der sich mit uns herumstreiten musste, ob auch ein nicht der Kirche angehörender Sozialarbeiter in der Gemeinde angestellt werden könne: „Ein Christ bin ich dann, wenn mir die Sache Jesu Christi und seine Person nicht gleichgültig sind.“ Wenn es mich anspricht, aufregt, umtreibt und mit anderen in Bewegung setzt. Und solche Leute findest du in deiner Kirche. Stimmt.

Eines Tages schreibe ich dem Konsistorium, nein ich schrieb lebendigen Menschen aus Fleisch und Blut, dass ich bereit sei zu einem Gespräch über

„den geordneten Weg zum Pfarramt“. War ja längst ein unordentlicher Pfarrer auf Konventen und Synoden, in Ausschüssen, Unterricht und Seelsorge. Nur nicht im Gottesdienst und in den Amtshandlungen. Auf den Unterschied achteten wir. Und zu Recht. Das brauchte eine besondere Bereitschaft, einen Auftrag, der einen wissentlich aussondert. Irgendwann war ich bereit, wohl später als meine Kirche, meine Gemeinde, die vielen Weggenossen, die mich ermunterten mit Erwartung und Zutrauen. Ich bekam – nur gedeckt durch ihr Vertrauen – den Auftrag „pro loco et tempore“, hielt zitternd meine erste Konfirmamentaufgabe und die Rabauken waren wie heilige Lämmer. Trotz meiner Befürchtungen wurde mir im pfarramtlichen Dienst nicht unwohler, brannten die glühenden Kohlen auf der Zunge nicht so, dass ich stumm blieb, trug die Gemeinschaft im Geben und Empfangen, auch wechselseitig.

Ich lernte theologisch dazu, bekam etwas Freiraum zum Studium nebenher, danke dem Mentorat und

der Begleitung der Brüder und Freunde Olaf Meyer und Heinz Leschonski. Und bei der Bibelarbeit im Konvent, wie bei der Vorbereitung zur Predigt, half mir der

nüchterne, realitätsgeschulte Blick des Politologen: Wahrnehmen was ist und dann erst kommt das Wünschen und das Wollen. Interessen und Befindlichkeiten sauber sortieren, ohne zu werten, Leben zulassen wie es ist, ohne zu verschweigen, dass es anders sein könnte und sollte. Nicht mit der vox externa beginnen, sie aber auch nicht schuldig bleiben. Und sich schon gar nicht mit ihr verwechseln. Eines Tages hatte ich das zweite Examen, wurde ordiniert, verließ den vertrauten Neuköllner Hafen. Das Gruppenpfarramt war längst aus seiner enthusiastischen Phase in eine Zeit der Normalisierung und zugleich bitterer politischer Auseinandersetzung um die Machbarkeit des Reiches Gottes getreten. Ich war 42 Jahre alt und wurde Pfarrer in einer ganz normalen Gemeinde Wilmersdorfs, die von all den oben geschilderten Stürmen verschont geblieben war.

Und heute? Heute bin ich Superintendent von (überirdisch) Schöneberg. Aber das ist eine andere Geschichte und ein noch größeres Wunder.

Bastel Dir einen Pfarrer nach Deinen Wünschen:



Wer seinen maßgeschneiderten Pfarrer im Welt-Café abgibt, bekommt ein Stück Kuchen und ein Getränk. Eure Wünsche werden der Personalabteilung unserer Kirche als Planungshilfe übergeben.



Zauberhaft

spendabel

weltoffen

zupackend

alternativ

multi kulti

feministisch

sonnig

aufmerksam

abenteuerlich

tierlieb

Mein Bild vom Pfarrer



Dietmar, 54

Wenn ich an Pfarrer denke, fallen mir einige Beerdigungen ein, auf denen ich war. Oft habe ich erlebt, dass der Pfarrer gute Worte gefunden hat, aber ab und zu hab ich auch schon Quatsch gehört.



Katharina, 31

Ich denke an meinen Vater, der Pfarrer ist. Ich glaube, dass das ein toller Beruf ist, nur eben nicht besonders familienfreundlich.



Annette, 52

Die Vorstellung eines Pfarrers ist für mich positiv besetzt, ich habe von Pfarrern immer viel Aufgeschlossenheit erlebt.



Julia, 22

Ich denk als erstes an den Pfarrer von der Weihnachtspredigt, der einen richtigen Rauschebart hatte. Er sah aus wie der Weihnachtsmann!



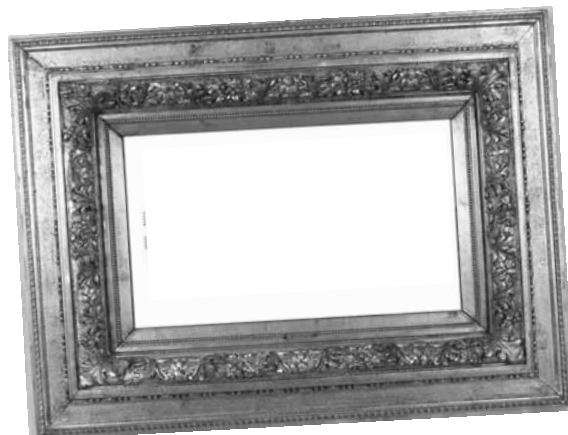
Sabine, 41

Da muss ich an meine Kindheit denken und dass der Pfarrer immer für uns da war, zugehört hat und immer viele Leute um sich hatte. Viele Veranstaltungen...



Thomas, 25

Ich muss immer an diesen weißen Kragen denken, das würd ich auch gern haben. Pfarrer tun mir aber auch leid, weil ich das Gefühl habe, dass sie auf so viele Regeln achten müssen. Was ich cool finde, dass es auch schwule Pfarrer gibt. Was ich mir schwierig vorstelle ist, dass Pfarrer immer alle Menschen verstehen müssen und sich ihre Probleme anhören müssen. Was ist denn, wenn der Pfarrer mal über all das reden will? Macht der das alles mit Gott aus? Ich erinnere mich auch daran, dass ein Pfarrer meine Oma regelmäßig besucht hat. Die haben dann zusammen Kaffee getrunken und das hat der Pfarrer den ganzen Tag gemacht...



Pfarrer & ...

Jörg Machel, Jahrgang 1952, Ordinationstag 5.11.1983

Die Liste der Studienrichtungen, die mich nach dem Abitur interessiert hätten, war lang. Journalistik hätte ich gern studiert oder Jura? Psychologie und Psychiatrie hätten mich auch interessiert, Kunstgeschichte vielleicht, doch diese Überlegungen musste ich nicht vertiefen. Das alles kam nicht in Frage für mich. Ich lebte in der DDR und galt als politisch nicht gefestigt und so musste ich die geisteswissenschaftlichen Fächer von vornherein von meinem Wunschzettel streichen. Im Übrigen war mir klar, dass keines dieser Fächer in der DDR so gelehrt wurde, dass es meinen Interessen wirklich entsprochen hätte. Also orientierte ich mich im technischen Bereich.

Pfarrer & Baumeister

Direkt nach dem Abitur bewarb ich mich an der Hochschule für Architektur und Bauwesen in Weimar und begann ein Studium der Ingenieurwissenschaften. Das heißt, ich absolvierte das Pflichtprogramm und genoss die akademische Restfreiheit, die es auch im sozialistischen Studienbetrieb gab. Für meinen späteren Beruf als Pfarrer hat das Grundstudium in den Ingenieurwissenschaften wenig beigesteuert, geblieben aber ist mir ein geschärfter Blick für die technische Seite der Ekklesiologie. Kirche meint im Deutschen ja immer beides,



Subbotnik

das Gebäude und die Gemeinde. Mich interessiert die Schnittstelle zwischen beidem. Wie müssen Räume beschaffen sein, um den Menschen zu dienen? Die Umrüstung der Ölberg-Kirche in einen multifunktionalen Raum war ein kreativer Prozess zwischen dem Architekten, dem Pfarrer und dem ebenfalls technisch versierten Kantor. Der Umbau der Kindertagesstätte, die Neugestaltung des Gartengeländes und die Umnutzung der Emmaus-Kirche forderten meine technischen Fähigkeiten und hatten dabei durchaus theologische Relevanz. Wenn Kindern mit der Taufe der Geist Gottes zugesprochen wird, dann sollte eine evangelische Kita dem offenen Geist der Kinder auch Raum geben: wenn wir in unseren Gottesdiensten das Wunder der Schöpfung preisen, dann darf das im Kirchgarten auch erkennbar sein, und wenn wir sagen, dass in Gottes Haus viele Wohnungen sind, dann muss eine Kirche diese bunte Vielfalt auch in ihrer Architektur und Lebendigkeit spiegeln. So bin ich, obwohl Pfarrer, doch immer auch ein wenig den Ingenieurwissenschaften verbunden geblieben.

Pfarrer & Lehrer

In der Evangelischen Studentengemeinde Weimar lernte ich Theologiestudenten aus Jena kennen und erfuhr von den Kirchlichen Hochschulen in Naumburg, Leipzig und Berlin. Und so tat sich eine Tür für mich auf, um meinen eigentlichen Neigungen doch noch nachgehen zu können. Ich wechselte von Weimar nach Berlin an das Sprachenkonvikt und begann, Theologie zu studieren. Es gab eine Reihe von Kommilitonen, die ihr Studium mit frommer Hingabe aufnahmen und zunehmend Distanz zu ihrem Glauben entwickelten. Ich bin einen anderen Weg geführt worden. Ich bin mit den Jahren fromm gewor-

den. Das heißt nicht, dass sich meine Zweifel verflüchtigt hätten oder dass ich jetzt mit einem Bauchladen religiöser Wahrheiten durch die Welt ziehe, sondern es bedeutet, dass ich immer deutlicher spüre, dass ich mich mit den richtigen Fragen beschäftige und aus ergiebigen Quellen schöpfe: Ich habe mit den Geschichten der Bi-



Gottesdienstabsprache im Kloster

bel zu leben gelernt, ich empfangen Inspiration durch Lieder und Rituale, die mir am Anfang meiner Theologienexistenz gänzlich fremd waren. Vielen mir fremden Positionen gegenüber bin ich demütiger geworden. Ich verneine seltener als in früheren Jahren. Mein Studium der Theologie habe ich bis heute nicht abgeschlossen. Als Pfarrer lehre ich zwar Theologie, sitze aber noch immer gern vor dem Katheder und lasse mich unterrichten.

Pfarrer & Liturgie

Das piesterliche Amt war mir völlig fremd am Anfang meines Studiums. Die Freude, mit der heutige Vikare in den Talar schlüpfen, hätte mich damals nur peinlich berührt. Und wenn ich heute zufällig in einen Gottesdienst gerate, dann kann dieses Befremden durchaus wieder wach werden, wenn da jemand predigt, der mit dem Talar eine große Leere umhüllt. Ich selbst habe die Liturgie als Vikar in den unverkrampften Haus-

gottesdiensten der deutschsprachigen Auslandsgemeinde in Indien schätzen gelernt. Dort habe ich auch andere Religionen in ihren liturgischen Voll-



zügen beobachten können und habe Rituale, Abläufe und Rollenmuster schätzen gelernt. Bei tibetischen Mönchen habe ich meditieren gelernt. Ich habe in dieser Gemeinde erlebt, dass mir die Taufe und das Abendmahl das Herz öffneten. Zu einer wichtigen Station meiner liturgischen Existenz hat sich das Kerzengebete entwickelt, das wir seit vielen Jahren in unseren Gottesdiensten anbieten. Jede und jeder kann zum Kollektengebete eine Kerze anzünden und aussprechen, was ihn bewegt. Trauer und Freude, Dank und Klage fließen so in unsere Gottesdienste ein und machen sie lebendig und reich.

Pfarrer & Therapeut

Schon während meiner Studienjahre in Ostberlin habe ich die Chance genutzt, mit den Medizinstudenten in der Charité Klinische Psychiatrie zu hören und bin begeistert der Einführung in die Forensische Medizin gefolgt. So bekam ich durchaus hilfreiche Einblicke in die menschliche Seele. Ich habe begonnen, die Grenzen zwischen Theologie, Psychiatrie und Psychologie zu erkunden und habe mich damit auf einen Weg begeben, auf dem ich noch heute unterwegs bin. Das gab mir bei meinen Klinik- und Gefängnisbesuchen im Vikariat in Indien etwas Orientierung,

aber auch Unterscheidungskraft, um den gestrandeten Weltenbummlern zur Seite stehen zu können. Heute gehören die Einsätze für die Notfallseelsorge zu den bewegendsten Facetten meines Berufes.

Pfarrer & Journalist

Wenn ich freitags die Gedanken zur Woche für den Deutschlandfunk zu sprechen habe, dann hat diese Woche eine ganz besondere Dynamik für mich. Schon am Sonntag davor beginne ich, alle verfügbaren Zeitungen zu studieren, und überlege, welches Thema die Menschen in den nächsten Tagen wohl bewegen wird. Und immer leitet mich die Frage, wo die Schnittmenge zwischen dem aktuellen Ereignis der Woche und den zeitlosen Tiefenstrukturen des Glaubens liegen könnte. Und oft zeigt es sich, wie aktuell der Brudermord von Kain an Abel ist, wie sehr uns die Geschichte der Sintflut noch immer zu berühren vermag und welche Kraft der Satz Jesu, dass derjenige den ersten Stein werfen soll, der selber ohne



Schuld ist, auch heute noch zu entfallen vermag.

Pfarrer & Mediator

Mein jugendliches Interesse für die Juristerei ist nicht ganz erloschen, aber es hat sich gewandelt. Ich weiß inzwischen, dass mir die Grenzen in der Rechtswissenschaft zu eng gesteckt sind. Durch eine befreundete Richterin bin ich auf den Masterstudiengang Mediation an der juristischen Fakultät der Europauniversität Viadri-

na in Frankfurt/Oder aufmerksam geworden. Mit Absolventen vieler Fakultäten habe ich mich in alternativen Streitschlichtungsverfahren ausbilden lassen. Durch meine pastorale Arbeit in Berlin-Kreuzberg war ich von Anfang an in einer konfliktreichen Region unterwegs. Meine Gemeinde war Patin der Regenbogenfabrik und kämpfte mit den Besetzern gegen den Abriss dieser Anlage. Im Zusammenhang mit den Maikrawallen haben wir Autonome und Polizisten in die Ölberg-Kirche eingeladen, um ein Gespräch zu ermöglichen. Wir haben die Emmaus-Kirche geöffnet, damit öffentlich über die Zukunft der Eisenbahn-Markthalle diskutiert werden kann und waren an den Diskussionen um den Moscheenneubau auf dem Bolle-Grundstück beteiligt. Immer ging es darum, Ängste zu überwinden, Interessen zu formulieren, Blockaden aufzuheben. Manchmal waren wir erstaunlich erfolgreich, manchmal einfach nur hilflos und verzweifelt. Ich wollte mehr darüber wissen wo Gelingen und Misserfolge ihre Wurzeln haben, ich wollte mich und die Strukturen besser durchschauen lernen und bekam durch mein Studium an der Viadrina das Handwerkszeug dazu.

Jetzt bin ich ordinerter Pfarrer und Mediator M.A. und habe auch noch mit so einigen anderen Berufsbildern Berührungspunkte entdeckt. Entscheidend aber bleibt für mich, dass da eine Gemeinde ist, die sich über das Gelingen freut und beim Scheitern gnädig mit mir umgeht und dass ich mich in all meinen Bemühungen von meiner Familie getragen weiß.

25 – 50 – 100 – drei Jubiläen

Veline Backofen, Jahrgang 1953, Ordinationstag 3.11.1983



Veline Backofen mit der ASF-Gruppe 2008

Es ist September. Ich komme gerade vom Seminar mit den neuen Freiwilligen von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste (ASF) zurück. Die Freiwilligen sind jetzt auf dem Weg zu ihren Einsatzorten. Ein Jahr werden sie in verschiedenen Einrichtungen hier in Norwegen arbeiten. Jährlich kommen mit ASF 12–15 junge Menschen aus verschiedenen Teilen Deutschlands, aus unterschiedlichen Schichten, Christen und Freidenker. Zwölf Monate werden sie hier arbeiten und so das Land mit seiner Kultur und Geschichte kennenlernen. Seit 50 Jahren kommen junge Deutsche mit ASF nach Norwegen. Für die nächsten Monate wird die Vorbereitung dieses Jubiläums meine Gedanken voll in Anspruch nehmen

Ordination und der geplante Weg in den Pfarrdienst

Als ich in den Tagen nach dem Seminar meine Mailbox öffne, finde ich eine Nachricht mit der Überschrift „Jubiläum“, in Gedanken bin ich beim Norwegenjubiläum. Nein, hier geht es um ein anderes Jubiläum: Jörg bittet mich etwas zu meiner heutigen Arbeit zu schreiben, zu dem, vielleicht kann man es auch so nennen, etwas anderen Pfarrdienst als Länderbeauftragte der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste.

25 Jahre ist es also her, dass ich in der Ostergemeinde in Westberlin ordiniert wurde und für mich war klar, dass ich ins Pfarramt will. Zu der Zeit wurde aber auch diskutiert, inwieweit die Ordination ins Pfarramt führen muss. Ob man als Pfarrer den Menschen nicht näher ist, wenn man einen anderen Beruf ausübt und ehrenamtlich in einer Gemeinde arbeitet? Für mich stellte sich die Frage so nicht, ich wollte als Pfarrerin in einer Gemeinde arbeiten.

Dann kam es doch anderes. Mein Mann hatte nach Jahren der Arbeitslosigkeit eine Anstellung in einem Orchester bekommen. Aber die war an der norwegischen Oper in Oslo. Ich habe mich für eine Beurlaubung entschieden, die von der Berliner Kirche genehmigt wurde.

Die Berliner Gemeinde war eine kurze Station und auch Oslo sollte ursprünglich nur eine kurze Station werden. Wieder ist es anders gekommen. 1987 wurde ich gebeten, mich auf die Stelle der Länderbeauftragten in Norwegen zu bewerben. Das war eine spannende Herausforderung für die Zeit der Beurlaubung.

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste Norwegen

Vor 50 Jahren wurde Aktion Sühnezeichen auf der Synode der evangeli-

schen Kirche gegründet. Kreissig, der Gründer von ASF, formulierte 1958 in seinem Aufruf unter anderem:

„Aber noch können wir, unbeschadet der Pflicht zu gewissenhafter politischer Entscheidung, der Selbstrechtfertigung, der Bitterkeit und dem Hass eine Kraft entgegensetzen, wenn wir selbst wirklich vergeben, Vergebung erbitten und diese Gesinnung praktizieren. Des zum Zeichen bitten wir die Völker, die Gewalt von uns erlitten haben, dass sie uns erlauben, mit unseren Händen und mit unseren Mitteln in ihrem Land etwas Gutes zu tun; ein Dorf, eine Siedlung, eine Kirche, ein Krankenhaus oder was sie sonst Gemeinnütziges wollen, als Versöhnungszeichen zu errichten.“

Über den nordisch-deutschen Kirchenkonvent hatte sich die Tür für ASF nach Norwegen geöffnet. Ein Jahr später reisten die ersten Freiwilligen in den Norden Europas, in das Land der verbrannten Erde, um hier sichtbare Sühnezeichen zu errichten – ein Wirtschaftsgebäude in einem Heim für behinderte Kinder und eine Kirche in einem kleinen Dorf. Aus dem Versöhnungszeichen hat sich ein Jugendaustausch entwickelt.

Seit 1959 sind jährlich junge Deut-

sche mit ASF nach Norwegen gekommen, um, wie Kreissig es formulierte, etwas Gutes zu tun. Heute arbeiten die Freiwilligen nicht mehr auf Baustellen, sondern in Altenheimen, Einrichtungen für Behinderte und in einem typisch skandinavischen Schulmodell, den Folkehøgskolen, mit. Der Dienst wirft neue Fragen auf und nicht zuletzt der Name Aktion Sühnezeichen Friedensdienste wird immer wieder diskutiert. „Der Begriff ‘Sühne’ erscheint mir in der Arbeit der Freiwilligen als absolut überholt. Ich möchte den Sinn, der dahinter steht, eher humanistisch statt kirchlich formuliert sehen“, so sagte es ein Freiwilliger und umreißt damit die Problemstellung, aus der eigenen Sozialisation im Rahmen einer kirchlichen Organisation ins Ausland zu gehen. Der Dialog der Freiwilligen eröffnet ihnen eine neue Sicht auf kirchliches Handeln.

Während die Freiwilligen an der norwegischen Gesellschaft partizipieren, lernen sie auch, Deutschland aus einem neuen Blickwinkel zu betrachten. Sie blicken von außen auf das Land ihrer Geburt, auf die Familie, die Freunde und auf die Organisation, mit der sie ins Ausland gegangen sind.

Wenn auch das Ampelmännchen mit dem Slogan „Geh – denken“ erst Jahre später von ASF eingeführt wurde, so sehe ich darin ein wunderbares Bild für ASF: In diesem Symbol verbindet sich einmal ganz praktisch, was diese jungen Menschen tun – sie machen sich auf einen Weg ins Unbekannte. Die Begegnung mit der anderen Kultur und Geschichte stellt die Frage nach der eigenen Geschichte und Identität. „Geh denken“ und gedenke. In vielfältigen Begegnungen kommt es zu Dialogen, die das gegenseitige Verständnis fördern und zur gelebten Versöhnung werden. In den aktuellen Leitsätzen von ASF steht:

„Besonderes Gewicht legt ASF auf

die Auseinandersetzung mit der Rolle von Theologie und Kirche in der Bearbeitung auch der eigenen Geschichte und von Gewalterfahrungen. Des-



halb engagiert sich ASF im jüdisch-christlichen Gespräch und versucht, die Auseinandersetzung mit antijudaistischen Stereotypen in der christlichen Theologie durch Predigthilfen, Unterrichtsentwürfe sowie in Gemeinden und Gruppen zu fördern. Daher beteiligt sich ASF auch an theologischen Debatten zur Rolle der Erinnerung, zum interreligiösen Dialog und zur ökumenischen Friedensethik.“

Welche Bilder entstehen neu und wie verändern sich vorhandene Bilder? Bilder über Deutschland und Bilder über Norwegen, Bilder zu eigenen Lebensentwürfen und das Verhältnis zu Glauben und kirchlicher Praxis. Dieser Prozess zieht sich durch die gesamte Dienstzeit. Dieser Dialog der Freiwilligen stellt die Fragen nach der eigenen Identität und nach Handlungsperspektiven. Meine Aufgabe ist es, diesen Dialog zu fördern.

Die evangelische Gemeinde deutscher Sprache in Norwegen

Die Gemeinde feiert ebenfalls ein Jubiläum. Sie wurde vor 100 Jahre gegründet.

Die Auslandsgemeinde wie auch ASF sind Kinder der Evangelischen Kirche in Deutschland. So kann man

auch sagen, dass beide miteinander verwandt sind.

Die Arbeit von ASF in Norwegen ist eng mit der Gemeinde in Oslo verbunden. Bevor die Freiwilligen in die Projekte reisen, sind sie immer Gast in der Deutschen Gemeinde in Oslo. Hier übernachtet die Gruppe, hier wird sie mit einer Auslandsgemeinde bekannt. Umgekehrt lernt die Auslandsgemeinde ASF kennen. Es ist eine gute Tradition geworden, dass ich zusammen mit dem Pfarrer der Gemeinde und den Freiwilligen Gottesdienste halte. So ist es auch Tradition, am Volkstrauertag einen ökumenischen Gottesdienst zu feiern. Die Freiwilligen sind an der Gestaltung des Gottesdienstes mit beteiligt. Sie erleben Gemeinde im Ausland, die sich der NS-Geschichte im Dialog mit Norwegern stellt, und sie formulieren ihre Motivationen für ihren Dienst gerade mit ASF – ein Verein, der seine Wurzeln in der christlichen Tradition hat und praktische Arbeit mit politischer Bildung verbindet.

25 – 50 – 100

Auf eine spezielle Weise verbinden die drei Jubiläen Stationen auf meinem Weg als Pfarrerin. Meine Aufgabe als Länderbeauftragte ist es, den Dialog der Freiwilligen im Gastland zu fördern. Ich bereite Seminare vor und führe sie durch. Ich begleite die Freiwilligen individuell durch regelmäßige Besuche in den Projekten. Meine Aufgabe als Länderbeauftragte verbindet so Bildungsarbeit und Seelsorge auf eine spannende Art und Weise. Eine andere Form von Pfarrdienst.

Leiten, nicht leiden!

Roland Herpich, Jahrgang 1953, Ordinationstag 3.11.1983

Von Leitung im Pfarramt hatte ich im Vikariat nichts geahnt. Auf dem Lehrplan stand auch nichts davon. Aber selbst wenn ich es damals hätte lernen sollen – es wäre mir schwer gefallen. Denn ich wollte im Pfarramt zwar nicht wie die meisten anderen ein „Prophet“ oder eine „Prophetin“ sein, sondern eher ein *doctor ecclesiae*, ein Lehrer der Gemeinde, aber Leitung oder gar Führung interessierten mich nicht.

Als ich 1984 nach wenigen Monaten des Hilfsdienstes die Geschäftsführung in der Kirchengemeinde Am Hohenzollernplatz übernehmen musste und plötzlich auch Vorgesetzter von Mitarbeitern war, Entscheidungen vorbereiten und treffen sollte, machte ich wahrscheinlich ziemlich alle Fehler, die möglich waren. Als erstes erklärte ich den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern – an dieser Stelle völlig überflüssig, weil selbstverständlich – dass wir vor Gott alle gleich seien. Das verstanden die Gutmütigen unter ihnen als Ausdruck meiner Hilflosigkeit, verziehen und halfen mir. Andere hörten: Nun muss ich gar nichts mehr tun.

Als individuelle Erfahrung mag dies vielen in ähnlicher Lage begegnet sein. Für die meisten blieb es nicht wirklich ein dauerhaftes Problem. Ein Mensch ist grundsätzlich lernfähig. Jeder und jede ist in der Lage, mit ein wenig Hilfe sich auch Leitungskompetenzen anzueignen.

Was aber individuell lösbar ist, bleibt für die Gesamtkirche ein riesiges Problem. Leitungsunerfahrene, unwillige oder hilflose Pfarrerrinnen und Pfarrer fügen der Gesamtkirche einen Riesenschaden zu, da sie in der Regel in den Gemeinden über großen Einfluss verfügen und ihn auch wahrnehmen. Einfluss ohne eine transparente Leitungs- und Führungsstruktur wahrzunehmen bedeutet aber letztlich Machtmissbrauch, zumindest au-



Roland Herpich

toritäre Machtausübung.

Leider hat die Verschleierung der tatsächlichen Machtverhältnisse in unserer Kirche eine lange Tradition. Auch die Grundordnung bleibt, was das Thema Leitung betrifft, unklar. Im besten Fall entstehen dadurch Spielräume für eine großzügige Form des Miteinanders, im schlechten Fall Unfriede.

Der Pendelschlag ließ auch nicht auf sich warten. Schon zehn Jahre nach unserem Amtseintritt begeisterten sich viele in unserer Kirche an Leitungsformen von Wirtschaftsorganisationen und übertrugen dort gewonnene Erkenntnisse auf unsere Kirche. Manchmal ohne zu bedenken, dass Kirche nun mal keine Firma ist, die Seife produziert. Dass die Menschen, die sich in der Kirche engagieren, dies ehrenamtlich tun, dementsprechend ein viel geringerer direkter Zugriff möglich ist, die Anreizsysteme sehr viel komplexer funktionieren und die Wirkung des Heiligen Geistes auch nicht unterschätzt werden darf.

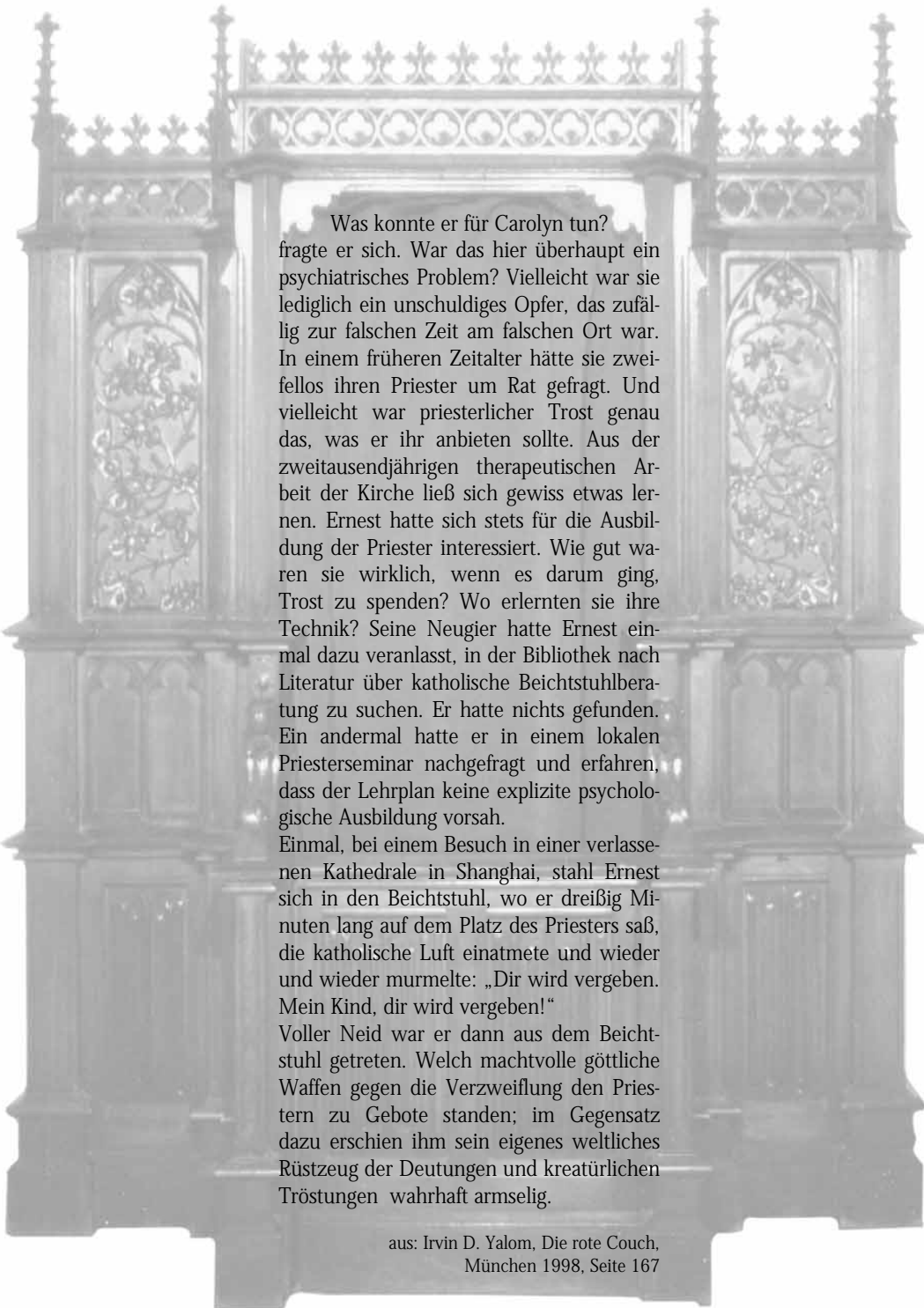
Eine Patentlösung habe ich nicht. Aber ich glaube, dass schon eine Sensibilisierung für dieses Thema und vor allen Dingen der Wille, dem Machtmissbrauch zu begegnen, der erste Schritt in die richtige Richtung ist. Fortbildungen gibt es mittlerweile

hierfür wie Sand am Meer. Wichtiger aber finde ich, schon in der Ausbildung Leitung einzuüben. Denn dies ist letztlich der einzige Weg, sie zu lernen: überschaubare Leitung bei Projekten und danach neue Beauftragung mit größeren Projekten. Dazu begleitende Fortbildung oder Coaching und ein gelegentlicher Blick auf die Theologische Erklärung der Bekenntnissynode von Barmen, damit auch das Ziel vor Augen bleibt. Leitung kann immer nur temporäre und kooperative Leitung sein, denn vor Gott sind wir eben doch alle gleich und Erfahrung mit seiner Gegenwart in der Welt haben wir auch alle in der gleichen Qualität ohne Ranking und ohne Herrschaft über einander. Also sind auch alle zu beteiligen an der Leitung – freilich in geordneter Weise.

Mittlerweile macht es mir sogar Freude zu leiten. Jedenfalls, so lange es genug Menschen gibt, die sich einbinden lassen, die mit leiten, die sich abwechseln in der Führung und Leitung. Das Amt eines Superintendenten nehme ich sehr gern wahr. Selbstbewusste ehrenamtliche und engagierte berufliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bilden ein großes Team, in dem meine Stimme Gewicht hat, aber andere sich auch zu Wort melden. Mit vielen zusammen zu planen und zu entscheiden, gelegentlich auch besondere Verantwortung zu übernehmen und sich doch darauf verlassen zu können, dass der Dreieinige Gott es schon zurecht rückt, wenn wir uns irren, hilft mir zu einem erfüllenden Berufsleben.

Couch versus Kirche

vom Reichtum der Religion



Was konnte er für Carolyn tun? fragte er sich. War das hier überhaupt ein psychiatrisches Problem? Vielleicht war sie lediglich ein unschuldiges Opfer, das zufällig zur falschen Zeit am falschen Ort war. In einem früheren Zeitalter hätte sie zweifellos ihren Priester um Rat gefragt. Und vielleicht war priesterlicher Trost genau das, was er ihr anbieten sollte. Aus der zweitausendjährigen therapeutischen Arbeit der Kirche ließ sich gewiss etwas lernen. Ernest hatte sich stets für die Ausbildung der Priester interessiert. Wie gut waren sie wirklich, wenn es darum ging, Trost zu spenden? Wo erlernten sie ihre Technik? Seine Neugier hatte Ernest einmal dazu veranlasst, in der Bibliothek nach Literatur über katholische Beichtstuhlberatung zu suchen. Er hatte nichts gefunden. Ein andermal hatte er in einem lokalen Priesterseminar nachgefragt und erfahren, dass der Lehrplan keine explizite psychologische Ausbildung vorsah.

Einmal, bei einem Besuch in einer verlassenen Kathedrale in Shanghai, stahl Ernest sich in den Beichtstuhl, wo er dreißig Minuten lang auf dem Platz des Priesters saß, die katholische Luft einatmete und wieder und wieder murmelte: „Dir wird vergeben. Mein Kind, dir wird vergeben!“

Voller Neid war er dann aus dem Beichtstuhl getreten. Welch machtvolle göttliche Waffen gegen die Verzweiflung den Priestern zu Gebote standen; im Gegensatz dazu erschien ihm sein eigenes weltliches Rüstzeug der Deutungen und kreatürlichen Tröstungen wahrhaft armselig.

aus: Irvin D. Yalom, Die rote Couch,
München 1998, Seite 167

Kirche, Campus und Karriere.

Theologiestudium und Pfarramt – Eine Perspektive

Passt oder passt nicht? Die Checkliste als Hilfe für die Entscheidung. SEITE 9

Gut vernetzt in die Zukunft. Kirchliches Networking während des Studiums. SEITE 20

Gottes Bodenpersonal. Pfarrerinnen und Pfarrer im Einsatz. SEITE 30



EVANGELISCHE KIRCHE
Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz

Zu beziehen über: www.ekbo.de

Mahnwache vor der Botschaft der Russischen Föderation

Am 6.11.08 fand in Berlin eine Mahnwache im Gedenken an die beiden Jesuiten Otto Messmer und Victor Betancourt-Ruiz statt, die am 25. und 27.10.08 in ihrer Wohnung in Moskau ermordet wurden. Diese Morde führen uns nochmals vor Augen, dass Mitglieder rechter Gruppierungen in diesem Jahr 100 Menschen in Moskau ermordeten, die Kirchen Feindseligkeiten untereinander nicht überwunden haben und im Land seit Jahren ein grausamer Krieg geführt wird.

Die ca. 200 Menschen bei der Mahnwache forderten die russische Regierung auf, sich dafür einzusetzen, dass die Morde an Otto Messmer und Victor Betancourt-Ruiz lückenlos aufgeklärt werden, sich anti-ökumenischem und fremdenfeindlichem Denken in Russland erkennbar entgegenzustellen und nicht-russischen Christen ein deutliches Zeichen der Akzeptanz zu geben.

Ebenso baten sie alle politischen und gesellschaftlichen Kräfte in Deutschland, denen deutsch-russische Beziehungen mehr bedeuten als Geschäfte mit Erdgas und Pipeline, zu helfen, dass das Schweigen über diesen Mord nicht siegt.

Aus der Predigt von Bischof Joseph Werth in Novosibirsk wurde vorgelesen:

„Der Tod der zwei Jesuiten hat den Orden erschüttert. In letzter Zeit sprachen die Jesuiten immer öfter davon, dass in ihrem Dienst doch der apostolische Eifer sich stärker entzünden muss. Doch wie schwer ist es, dieses Feuer am Brennen zu halten.

Vor vielen Jahren kam in Krasnojarsk P. Jan Fratzkevitz um das Leben – und wir blieben dieselben. Danach wurde ein Priester in Astrachan umgebracht – und wir blieben dieselben. Vor zwei Jahren wurde ein alter Priester in der Moskauer Diözese von Heranwachsenden umgebracht – und wir blieben dieselben. Und heute – nach dem Tod

von P. Otto und von P. Viktor – bleiben wir immer noch dieselben?

Wie viele Opfer braucht es noch, damit die Kirche in Russland vom Schlaf erwacht? Wir sagen, wir bauen heute auf dem Fundament der Märtyrer des 20. Jahrhunderts. Aber diese Märtyrer lebten und starben schon vor vielen Jahren. Wer von uns hat sie noch gekannt? Und dieser Tod der beiden Priester, die wir selber kennen, wird dieser Tod uns endlich doch verändern?“

email von
Christian Herwartz S.J.



Protestaktion vor der Russischen Botschaft

paternoster

Die Zeitschrift der Evangelischen Emmaus-Ölberg-Gemeinde
11. Jahrgang Nr. 2

Herausgeber im Sinne des Presserechts ist der Gemeindegemeinderat der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

Redaktion:
Agnes Gaertner, Heike Krohn,
Jörg Machel, Dörte Rothenburg,
Ingo Schulz, Cornelia Sturm.

Redaktionsanschrift:
Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin

Satz und Layout:
Kristin Huckauf,
Jörg Machel, Ingo Schulz

Bildnachweis:
S. 9-11:Schult de Morais/diálogo

Druck: Trigger®
(Umweltmanagement gemäß
EG-Öko-Audit-Verordnung)
gedruckt auf Recymago

Adressen und Rufnummern der Emmaus-Ölberg-Gemeinde:

Emmaus-Kirche
Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin
Tel.: 030/ 61 69 31-0, Fax -21
gemeinde@emmaus.de

Öffnungszeiten der Küsterei:
Mo, Do, Fr 9-13 Uhr,
Di 13-17 Uhr, Mi geschlossen

Ölberg-Kirche
Lausitzer Straße 28/Ecke Paul-
Lincke-Ufer, 10999 Berlin

Emmaus-Ölberg-Kita
Lausitzer Straße 29-30,
10999 Berlin, Tel.: 61 69 32-17

Emmaus-Kirchhof
Hermannstr. 133, 12051 Berlin,
Tel.: 626 24 35 (Di-Do 9-12 Uhr)

Pfarrer Jörg Machel
Lausitzer Straße 30, 10999 Berlin,
Tel.: 61 69 32-15
joerg.machel@emmaus.de

Internet:
<http://www.emmaus.de>

Spendenkonto
Berliner Bank AG
(BLZ 100 200 00),
Konto 47 03 240 501
Verwendungszweck:
KVA Berlin Stadtmitte/
Emmaus/paternoster

Die 1€ Ausgabe des paternoster (11. Jahrgang Nr. 2, 2007) war ein Erfolg. Die hohe Auflage ist unter die Leute gebracht und manch ein Euro hat bei dieser Gelegenheit den Besitzer gewechselt. Deshalb soll auch für die folgenden Ausgaben gelten: Der paternoster liegt kostenlos in der Gemeinde aus. Arme Leute dürfen ihn gern mitnehmen und gegen eine Spende von 1€ weiterreichen. Wir danken im Namen aller Bedürftigen!

Hinweis: Die namentlich gezeichneten Artikel entsprechen nicht in jedem Fall der Meinung der Redaktion.



Mitnahme kostenlos,
Weiterverkauf 1,- Euro

Aktuelle Termine sind nicht hier abgedruckt,
sondern im „Emmaus-Ölberg-Kalender“,
der monatlich erscheint.
Sie erhalten ihn in der Gemeinde
und über das Internet:
<http://www.emmaus.de>



Erinnerungen gesucht! Geschichten, Fotos, Dokumente

Vom 27. August 1893 an prägte die mächtige Emmaus-Kirche für fast 50 Jahre den Lausitzer Platz und seine Umgebung. Der Architekt August Orth schuf mit der Emmaus-Kirche und dem Görlitzer Bahnhof ein beeindruckendes Ensemble. Am 3. Februar 1945 wurde die Emmaus-Kirche durch mehrere Bomben schwer beschädigt. Der Kirchturm konnte gesichert werden, das Kirchenschiff und die Reste des ebenfalls schwer beschädigten Görlitzer Bahnhofs mussten abgerissen werden.

Die Architekten Werner und Ludolf Walthausen wurden mit dem Wiederaufbau der Emmaus-Kirche beauftragt. Es entstand ein völlig neues Kirchenschiff und so entstand eine interessante Kombination zweier sehr verschiedener Baustile. Am 6. Dezember 1959 konnte der Neubau der Gemeinde übergeben werden. Dieses Datum jährt sich im Jahr 2009 zum fünfzigsten Mal.

Christoph Albrecht und Bernd Feuerhelm haben sich bereit erklärt, diesen 50. Jahrestag mit vorzubereiten. Wer Geschichten, Fotos, Dokumente beisteuern kann, wende sich bitte an:

Christoph Albrecht,
Lausitzer Platz 12a II
Tel. 618 77 26
email: christoph.albrecht@berlin.de

